

Einstein-Schrank in der ETH zieht Touristen in Scharen an

Das wohl kleinste Museum von Zürich zeigt private Gegenstände des bekanntesten Wissenschafters der Moderne

KATJA BAIGGER

Er kannte Marie Curie, Charlie Chaplin, Winston Churchill, das belgische Königspaar und den ersten israelischen Ministerpräsidenten David Ben-Gurion. Er war nicht nur ein genialer Physiker, der die Relativitätstheorie begründete und damit zum berühmtesten Alumnus der ETH Zürich avancierte. Er war auch ein geselliger Mensch, der es verstand, andere mit seinem Charme zu umgarnen. Er konnte aber auch schroff und abweisend sein, wie Briefe zeigen.

Welch wichtige Rolle der schriftliche Austausch in Einsteins Leben spielte, dessen Todestag sich am 18. April zum 70. Mal jährt, dokumentiert ein Minimuseum in einem alten Spind im Hauptgebäude der ETH Zürich. Dort erfahren Besucher, dass sein Nachlass 14 500 Briefe umfasst, auch im ETH-Archiv lagern solche. Darin legt er physikalische Theorien dar, schreibt über seine Gefühle und Affären. Er korrespondiert mit Freunden – und Frauen.

Der erste erhaltene Liebesbrief ging 1896 an eine junge Aarauerin: «Geliebte Schätzchen! Vielen vielen Dank Schatzler für Ihr herziges Briefchen, das mich unendlich beglückt hat.» Was machte Einstein in Aarau? Der 17-Jährige wohnte bei der Familie des Mädchens, während er die dortige Kantonsschule besuchte. Einstein, 1879 in Ulm in eine jüdische Familie geboren, hätte eigentlich das Münchner Gymnasium abschliessen sollen. Doch dort fühlte er sich wegen des militärischen Drills unwohl. Obwohl zu jung, versuchte er die Aufnahmeprüfung am Polytechnikum in Zürich, der späteren ETH. Er fiel durch und empfand dies als «voll berechtigt». Man empfahl ihm, die Matur an der als liberal geltenden Kantonsschule Aarau nachzuholen.

Die demokratische Schweiz begeisterte ihn. Einstein war entschlossen, an der ETH Zürich zu studieren, was ihm mit der Matur in der Tasche gelang. Es sollten entscheidende Jahre werden. Damals ahnte noch niemand, dass der junge Mann mit Kraushaar und Schnauz der ein- und der bekanntesten Wissenschaftern der Moderne aufsteigen würde. Dass er mit Vorträgen um die Welt touren, den Nobelpreis und massenweise Fanpost erhalten würde.

Hype in China

Diesen Einstein-Kult gibt es bis heute, auch an der ETH: Ein Audio-Rundgang, der via App zugänglich ist, führt auf den Spuren des Physikers durch das Hauptgebäude. Vor der ETH-Bibliothek gibt es einen Touchscreen, auf dem man durch das Leben Einsteins blättern und die neu erworbenen Kenntnisse in einem Quiz testen kann.

Nach der Matur studierte Einstein von 1896 bis 1900 am Polytechnikum Physik. Dort lernte er im selben Studiengang Mileva Marić kennen, die aus Österreich-Ungarn stammte. Sie sollte seine erste Ehefrau werden. Auf dem Rundgang trifft man auf mehrere Fotografien von ihr und Einstein. Die Stimme führt einen zum multimedial eingerichteten Holzspind, der unbekannte Details aus Einsteins Leben offenbart. Der Schrank ist der Höhepunkt der Tour, obwohl er nie Albert Einstein gehörte. Roland Jaggi ist Leiter Campus Experience an der ETH. Er sagt, irgendwo im Hauptgebäude dürfte Einstein einen Spind gehabt haben. Und die unter Denkmalschutz stehenden Schränke von 1924 eigneten sich für ein Minimuseum. Wegen Brandschutz seien sie eigentlich nicht nutzbar. Aber für den «Einstein-Altar» habe die ETH eine Ausnahmebewilligung eingeholt.

Das hat sich gelohnt. Touristen warten schon frühmorgens in einer Reihe, bis sie dran sind, ein Selfie vor dem Spind zu schiessen. Der Schrank ist das wohl kleinste Museum der Stadt. Obwohl 2018 eröffnet, ist es bei Zürchern kaum be-



Familien Szenen: Albert Einstein mit seiner ersten Ehefrau Mileva (oben rechts) und mit der zweiten Ehefrau Elsa (unten Mitte).



Eine Touristin hält ihren Besuch des Minimuseums im ETH-Hauptgebäude mit dem Handy fest.

BILDER: TIL BÜRGY / KEYSTONE

kannt. Im asiatischen Raum hat es jedoch einen touristischen Hype ausgelöst. Das soziale Netzwerk Little Red Book aus China pries den «Einstein Locker» als wichtige Sehenswürdigkeit an. Touristen aus Fernost sagten dem ETH-Magazin «Life», der Spind sei ein absolutes «Must-see», wenn man durch Europa reise.

Touristen aus Fernost sagten dem ETH-Magazin «Life», der Spind sei ein absolutes «Must-see», wenn man durch Europa reise.

Zu entdecken gibt es auch ein Foto von bestumpften Damenbeinen. Jaggi erklärt, dass das Bild einen Verweis auf Einsteins nicht immer einfache Liaisons mit Frauen darstelle. Ein umfangreicher Briefwechsel zeugt von der Beziehung zu Mileva Marić – von einer grossen Liebe, die mit der Zeit erkaltete. Andere Briefe zeigen, dass Einstein während der Ehe eine Affäre mit seiner Cousine und späteren zweiten Ehefrau Elsa Löwenthal begann.

Doch zurück zu Mileva Marić und Albert Einstein ans damalige Polytechnikum. Die beiden lernten gemeinsam und spazierten auf dem Üetliberg. Sie schrieb ihm 1899: «Wenn ich wieder in Zürich bin, dann steigen wir gleich einmal auf den Üetliberg. Und dann fangen wir gleich mit Helmholtz' elektromagnetischer Lichttheorie an.» Einstein wohnte in Studentenzimmern beim Hottingerplatz, beim Römerhof – und quartierte sich bei Mileva Marić an der Plattenstrasse ein.

Rauchen war Teil von Einsteins Leben, eine Pfeife im Spind erinnert daran. Sie hing in seinem Mundwinkel beim Arbeiten und sogar beim Baden, trotz dem Verbot seiner Ärzte. Dafür lebte Einstein abstinent. 1901 wurde der inzwischen diplomierte Physiker Schweizer Staatsbürger. Positiv vermerkte der Zürcher Stadtpolizist, der Einsteins Angaben für die Einbürgerung prüfte, dass er keinen Alkohol trinke.

Nach mehreren erfolglosen Bewerbungen findet Einstein 1902 eine Stelle auf dem Patentamt in Bern. Er bezeichnet sich als «ehrwürdigen eidgenössischen Tintenschreiber». 1903 heiratet er Mileva Marić in Bern. Zuvor bringt sie in ihrem Herkunftsort Novi Sad das Mädchen Lieserl zur Welt. Einstein

sollte das Kind nie sehen. Sie geben es weg und verschweigen seine Existenz.

1904 wird der Sohn Hans Albert geboren, 1910 der Sohn Eduard. Über Einstein als Vater schreibt Marić: «Mein Mann verbringt seine freie Zeit zu Hause vielfach nur mit dem Buben spielend.» 1909 wird er als Physikprofessor an die Universität Zürich berufen, wo er bei den Studenten bald äusserst beliebt ist. Die Familie zieht nach Fluntern. 1911 folgt der Ruf nach Prag, wo sich Einstein aber nicht wohlfühlt. 1912 kehrt er nach Zürich zurück, er wird an der ETH zum ersten Professor für theoretische Physik gewählt. Insgesamt lebt er acht Jahre in Zürich.

Erniedrigende Forderungen

1914 übersiedelt Einstein nach Berlin. Es folgt die Trennung von Mileva Marić. Als «letzte Chance» lässt er seiner Frau Bedingungen zukommen, unter denen er wieder bereit sei, mit ihr zusammenzuleben, wie das Buch «Das verschmähte Genie» zeigt: «A) Du sorgst dafür 1.) dass meine Kleider und Wäsche ordentlich in Stand gehalten werden. 2.) dass ich die drei Mahlzeiten im Zimmer ordnungsgemäss vorgesetzt bekomme. (...) B) Du verzichtest auf alle persönlichen Beziehungen zu mir, soweit deren Aufrechterhaltung aus gesellschaftlichen Gründen nicht unbedingt geboten ist.» Auf diese erniedrigenden Forderungen geht Marić nicht ein. Die Ehe wird 1919 am Bezirksgericht Zürich aufgelöst.

Im selben Jahr avanciert Einstein zum Weltstar. Es ist das Jahr, in dem seine allgemeine Relativitätstheorie bestätigt wird. 1922 erhält er den Nobelpreis.

Der Spind an der ETH zeigt neben dem Pfeifenrauchen weitere Macken von Einstein, etwa, dass er nie Socken trug. Er «verdeckte diesen Zivilisationsmangel» durch das Tragen von Stiefeln. 1921 begibt er sich sockenlos zum Empfang des amerikanischen Präsidenten Warren G. Harding im Weissen Haus.

Zudem kann man Einsteins politische Einstellung hören: Öffnen die Besucher eine Schublade, erscheint ein Plattenspieler mit dem 1932 aufgenommenen Glaubensbekenntnis für die deutsche Liga der Menschenrechte, der neben Einstein etwa auch der Schriftsteller Kurt Tucholsky angehört. Die Vereinigung setzte sich für die Rechte des Bürgers ein und leistete Widerstand gegen die Nationalsozialisten. Letztere zwingen die Liga 1933 zur Auflösung. In dem Glaubensbekenntnis verdeutlicht Einstein seine Lebensphilosophie. Er spricht sich für das Streben nach Wahrheit und Menschlichkeit aus. «Ich bin leidenschaftlicher Pazifist und Antimilitarist und lehne jeden Nationalismus ab. Ich bekenne mich zum Ideal der Demokratie.»

Zum Zeitpunkt der Machtergreifung Hitlers 1933 hält sich Einstein in Kalifornien auf. Sein Geld auf deutschen Konten wird von den Nationalsozialisten beschlagnahmt, auch sein Sommerhaus in Caputh bei Berlin wird konfisziert. Die Schweizer Behörden weigern sich, ihrem von den Nazis enteigneten Bürger beizustehen. Später wird Einstein festhalten: «Ich habe dieses Land im gleichen Mass gern, als es mich nicht gern hat.»

Albert Einstein bleibt in Amerika und wird Amerikaner. Er stirbt am 18. April 1955 in der Universitätsstadt Princeton. In seinem Glaubensbekenntnis sagt er, dass das Schönste, was der Mensch erleben könne, das Geheimnisvolle sei. Mit diesem Spind ist es der ETH gelungen, einige kleine Geheimnisse erlebbar zu machen.

Albert Einstein und die ETH Zürich, App-Tour. Das ETH-Hauptgebäude ist von Karfreitag bis Ostermontag geschlossen. Sonst gelten folgende Öffnungszeiten: wochentags von 6 bis 22 Uhr, am Wochenende von 8 bis 17 Uhr. Verwendete Literatur: Alexis Schwarzenbach, Das verschmähte Genie: Albert Einstein und die Schweiz. München 2005. Walter Isaacson: Einstein. Die Biografie. München 2024.

Eine Managerin hilft Traumatisierten – im Notfall auch mitten in der Nacht

Noelia Noya ist als Care-Giver zur Stelle, wenn im Kanton Zürich jemand sofort psychologische Hilfe braucht

CLAUDIA REY

Der Ton ist schrill und ertönt auch dann, wenn Noelia Noya ihr Handy auf lautlos gestellt hat. Wenn der Alarm losgeht, weiss sie, dass gerade irgendwo im Kanton Zürich etwas Schlimmes passiert ist – und dass ihre Hilfe benötigt wird.

Noelia Noya, 36 Jahre alt, Managerin, ist eine von 116 freiwilligen Care-Givern im Kanton Zürich. Das sind Laien, die von der Kantonspolizei aufgeboden werden, wenn sich etwas Traumatisierendes ereignet und Menschen sofort psychologische Unterstützung benötigen. Die Care-Giver rücken etwa aus, als an der Rad-WM die Schweizer Nachwuchsfahrerin Muriel Furrer tödlich verunfallte oder ein junger Chinese in Oerlikon eine Gruppe Hortkinder mit einer Stichwaffe angriff.

Seit 2020 gibt es das Team in Zürich. Der Regierungsrat hat den Aufbau veranlasst, weil im Kanton zuvor eine Struktur fehlte, um viele Personen auf einmal psychologisch betreuen zu können. Die Leitung des Teams ist an die Kantonspolizei angegliedert, rekrutiert und ausgebildet werden die Care-Giver aber vom Zivilschutz. Noya ist seit 2022 dabei. Sie ist an einer Sitzung ihres Fussballvereins, als ihr Handy zum ersten Mal Alarm schlägt.

Unverletzt, aber gezeichnet

Im Raum Winterthur hat es eine Schiesserei gegeben. Viel mehr weiss Noya im ersten Moment nicht. Sie verlässt die Sitzung, fährt nach Hause, holt den Einsatz-Rucksack. Darin Stifte und Papier, Spielkarten, Funkgerät und eine Leuchte, die sie als Care-Giver ausweist.

Noya setzt sich ins Auto, es ist bereits dunkel, ein kühler Spätsommerabend, sie fährt zum Einsatzort, aus dem Lautsprecher tönt ein Hörbuch, an den Inhalt kann sie sich heute nicht mehr erinnern. «Ich habe mich mental vorbereitet, mich in die Situation hineinversetzt», sagt sie. Bei der Kantonspolizei in Winterthur werden die Care-Giver gebrieft. Im Nebenraum sitzen die Betroffenen der Schiesserei, sie werden von der Polizei befragt. Die Personen sind unverletzt, aber gezeichnet von dem, was sie erlebt haben. Nach der Befragung setzt sich ein Care-Giver zu ihnen, sucht das Gespräch. Noya bleibt beim ersten Einsatz im Hintergrund.

In solchen Situation sei weniger mehr, sagt Noya. «Manchmal schweige ich, setze mich neben die Betroffenen und warte, bis sie selbst anfangen, mit mir zu reden», sagt Noya. Sie frage dann:



«Ich bin sehr privilegiert aufgewachsen. Ich möchte etwas zurückgeben. Es ist ein stilles Versprechen an die Gesellschaft», sagt Noelia Noya.

KARIN HOFER / NZZ

«Was denkst du gerade?» Oder: «Was fühlst du?» Eine Kollegin habe auch einmal geweint. «Wir dürfen auch Trauer zeigen», sagt sie.

Nach dem ersten Einsatz fährt sie mit dem Auto nach Hause, wieder läuft das Hörbuch, es ist drei Uhr nachts. Sie verstaubt ihren Rucksack, hockt sich ans elektrische Klavier, setzt Kopfhörer auf, spielt Schubert. Dann geht sie schlafen. «Manchmal beschäftigen mich die Einsätze schon zwei, drei Tage lang. Aber

ich kann das Erlebte gut verarbeiten, ich bin sehr reflektiert und habe ein Umfeld, das mir zuhört.»

Der bisher grösste Einsatz ist für Noya auch derjenige, der sie am meisten berührt hat: Ein 13-Jähriger begeht an einem Gymnasium Suizid. 30 Care-Giver sind im Einsatz. Sie erinnert sich: «Als ich ins Klassenzimmer kam, habe ich diese schwere Trauer gespürt. Für die Mitschüler ist eine Welt zusammengebrochen. Und sie haben sich Vorwürfe

gemacht.» Das Schwere bei diesem Einsatz sei gewesen, möglichst zeitgleich alle Schüler zu informieren – bevor das Gerüde in den sozialen Netzwerken begonnen habe.

Am darauffolgenden Tag, es war ein Samstag, haben die Care-Giver ein Treffen zwischen dem Vater, der Schwester und den Mitschülern des Verstorbenen organisiert. «Die Mitschüler erzählten von positiven Erlebnissen mit dem Verstorbenen. Das half allen.» Normalerweise kommt die Care-Giver nur in den ersten 72 Stunden nach einem Ereignis zum Einsatz. «Damals haben wir aber eine Ausnahme gemacht», sagt Noya. Sie hätten die Familie auch noch in den Tagen danach begleitet.

«Care-Giver sind wie Rettungssanitäter für psychologische Verletzungen», sagt dazu Florian Frei, Mediensprecher der Kantonspolizei Zürich. «Wenn jemand das Bein bricht, ist jedem klar, dass man sofort helfen muss. Dass das

ähnlich wie bei einer Bewerbung für einen Job.»

Noya wird zum Auswahlverfahren eingeladen. Im Rekrutierungszentrum der Armee in Rütli wird sie geprüft. Sie muss einen Intelligenztest absolvieren. Danach wird sie von einem Psychologen befragt: «Wie gehen Sie mit Stress um, Frau Noya?»; «Haben Sie schon einmal etwas Schlimmes erlebt?»; «Trauern Sie noch?»; «Wie haben Sie sich verhalten?»

Noya erzählt von einem guten Freund, der sich das Leben genommen habe, und davon, wie ihr Familie und Freunde geholfen hätten, mit der Trauer und den Selbstvorwürfen umzugehen. Und dass sie diese Unterstützung, die sie erfahren habe, nun anderen geben wolle.

Noya erhält schliesslich eine Zusage. Gemeinsam mit 19 anderen, es sind Pfarnerinnen, Lehrer, Verkäuferinnen, mehr Frauen als Männer, wird sie während zweier Wochen im Ausbildungszentrum in Andelfingen geschult in Notfallpsychologie. Danach erhält sie ein Zertifikat und muss sich für drei Jahre verpflichten.

«Manchmal schweige ich, setze mich neben die Betroffenen und warte, bis sie selbst anfangen, mit mir zu reden.»

Noelia Noya

Lohn gibt es nicht

Inzwischen ist Noya aufgestiegen zur Zugführerin, und sie organisiert die Wiederholungskurse. Entlohnt wird sie für die Care-Arbeit nicht. Aber sie erhält Erwerbssatz – für die Zeit, in der sie im Job ausfällt. Noya ist gelernte Fachangestellte Gesundheit. Auch wenn sie heute nicht mehr im Beruf arbeitet, weiss sie, wie man Menschen am Rande der Verzweiflung helfen kann. Sie hat die Lehre in einem Spital gemacht, das auch Anlaufstelle für Drogenabhängige war. Später arbeitete sie auf einer Station für Brandopfer. «Ich habe schon viel Schlimmes gesehen. Das hilft.» Heute arbeitet sie im Büro, als Regionalleiterin beim Gesundheitsdienstleister Medbase. Für Care Zürich ist sie vier- bis fünfmal im Jahr im Einsatz.

Noya könnte mehr Sport machen, mehr Klavier spielen oder lesen. Es sind ihre Hobbys. Stattdessen sitzt sie am Wochenende in Weiterbildungslehrgängen und am Feierabend neben einer traumatisierten Frau auf dem Boden.

«Ich bin sehr privilegiert aufgewachsen», sagt Noya. «Ich möchte etwas zurückgeben. Es ist ein stilles Versprechen an die Gesellschaft.» Die Gesundheitskosten explodierten, sagt sie. Und sie und ihre Kollegen könnten mit dieser Freiwilligenarbeit dazu beitragen, dass weniger Menschen später eine psychiatrische Behandlung benötigen. Der Einsatz-Rucksack im Flur bei ihr zu Hause ist deshalb immer gepackt.

Mehr Frauen als Männer

Sie habe von einer Freundin erfahren, dass es in St. Gallen Freiwillige gebe, die Care-Arbeit leisteten. Das habe ihr Interesse geweckt, sie habe dann googelt und sei auf die Anmelde-Seite von Care Zürich gestossen – und habe sich beworben. Lebenslauf, Motivations schreiben, Strafregisterauszug. «Es war

Einer der renommiertesten Uhrendetaillisten der Welt

René Beyer, der Inhaber des Zürcher Traditions geschäfts Beyer Chronometrie, ist im Alter von 61 Jahren gestorben

PIERRE-ANDRÉ SCHMITT

Der Mann hatte Witz. Unvergessen bleibt etwa seine Reaktion auf die Frage eines Journalisten, was für ihn denn wahrer Luxus sei. Schalk blitzte in René Beyers Augen, als er antwortete: Wahrer Luxus sei für ihn, dass er sich als Patron leisten könne, am Morgen nicht im Geschäft erscheinen zu müssen. Er könne mit der Arbeit beginnen, wann immer er wolle.

Was mitnichten hiess, dass er nicht gerne in der Chronometrie an der Bahnhofstrasse weite. Erstens, weil er den Kontakt mit den Kunden schätzte. Zweitens, weil er sein Personal gerne hatte. Und drittens, weil im Untergeschoss sein geliebtes Uhrenmuseum war.

René Beyer pflegte es mit Leidenschaft – und Grosszügigkeit: Zu seinen Lieblingsstücken gehörte eine Turbenthaler Kirchenuhr von 1522. Zu den 20 000 Franken für deren Anschaffung

waren 80 000 Franken für die aufwendige Renovation gekommen. Was er, ohne mit der Wimper zu zucken, zahlte. Denn zu dieser Uhr hatte er auch eine emotionale Verbindung: Sein Onkel Alex besass ein Waldstück mit Hütte in der Nähe der Turbenthaler Kirche; René Beyer war oft und gerne dort. «Die Uhr», sagte er, «ist so etwas wie mein Baby.»

Vielseitig engagiert

René Beyer war Uhrenhändler, klar. Und Patron des vielleicht ältesten Uhrengeschäftes der Welt, 1760 gegründet. Doch der Mann war viel mehr. Er war ein Connoisseur des Trampwesens und engagierte sich im Zürcher Tram-Museum. Er züchtete Bienen auf dem Dach der Chronometrie mitten in der City. Er war begeisterter Lachsfeischer, Gourmet, Bon vivant, Kulturfreund, meisterhafter Erzähler. Und eine Art



René Beyer Uhrenhändler 1963–2025

zweibeiniges Lexikon der Uhrenwelt: Egal, ob es um Aktualität ging oder um irgendein Detail in der Geschichte der Zeitmessung – kaum jemand wusste mehr darüber als er mit seinem phänomenalen Gedächtnis, und mit der Fähigkeit, Nachrichten der Branche richtig einzuordnen.

«Niemand sonst hatte das Raffinement von René Beyer, wenn er über die Uhrmacherei als Kunst sprach.» Das sagt der Uhren-Doyen und Ex-Hublot-Chef Jean-Claude Biver über ihn. Biver war seit den späten 1970er

Jahren ein enger Freund Beyers. Und freut sich noch heute darüber, dass er eine Patek-Philippe-Uhr besitzt, die auch den Schriftzug «Beyers» auf dem Zifferblatt trägt. Das mache sie noch wertvoller. René Beyer kannte sie ohnehin alle, die in der Branche Rang und Namen hatten: die Familie Stern von Patek Philippe, Günther Blümlein von IWC, die Familie Scheufele von Chopard.

Das Geschäft besteht weiter

Er liebte den Austausch, gerne an einem gut gedeckten Tisch. PR-Gedöns hingegen war ihm ein Greuel. Skeptisch blickte er etwa auf den Missbrauch mit dem Begriff Certified Pre-Owned – oft nur ein Euphemismus für Graumarktware. Für echt gebrauchte Liebhaberstücke, bei Beyer seit Jahrzehnten im Angebot, schuf er deshalb einen hübschen eigenen Begriff: Certified Pre-Loved.

René Beyer war jovial, konnte allerdings durchaus auch einmal kantig sein – jedoch immer unangeregt. Etwa, als er mitten in der Covid-Pandemie die Chronometrie zu einem lichtdurchfluteten Geschäft umbauen liess. «Genau dann, wenn alle sagen, zum jetzigen Zeitpunkt sollte man nicht investieren, ist oft der richtige Moment gekommen, es erst recht zu tun», meinte er lakonisch.

Seine innere Ruhe hatte mit der Geschichte seiner Familie zu tun: «Ich wäre von acht Beyer-Generationen der Erste gewesen, der nicht mit einer Pandemie, einem Krieg oder einer ernsthaften Krise zu kämpfen gehabt hätte.»

René Beyer ist am 13. April im Alter von nur 61 Jahren nach schwerer Krankheit verstorben. Doch mit seinem Geschäft an der Bahnhofstrasse geht es weiter. Die Geschäftsführung hat vor knapp einem Jahr bereits seine Schwester Muriel Zahn-Beyer übernommen.